

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 7, 15. Februar 1845

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

F i f f t e r J a h r g a n g .

N^o 7.

Sonnabend, den 15. Februar.

1845.

Die Familie des Parlamentsraths von M. . .

(Fortsetzung.)

„Ich hätte gehofft, mehr Zutrauen bei meinem Vater zu finden,“ versetzte Madame de Bartelle.

„Liebe Frau Tochter, Ihr Geschlecht allein verhindert das. Sie sehen wohl ein, daß das Zeugniß des ersten Parlamentspräsidenten vor Gerichte von ganz anderem Gewicht ist, als das Ihrige. Ich muß für Beweise sorgen, wie Sie selbst bemerkt haben.“

Madame de Bartelle schien zum Schweigen gebracht, aber nicht beruhigt; die Gründe ihres Schwiegervaters waren zu einleuchtend, als daß sich Etwas dagegen sagen ließ.

Eines Abends meldete der Portier dem Hrn. v. M. sehr geheimnißvoll, Johann sei wieder da und wünsche ihn zu sprechen. Der Parlamentsrath ließ ihn kommen und erfuhr nun, daß Johann keinen sicherern Ort gefunden, den Knaben zu verbergen, als Paris selbst. Er habe ihn zu einer seiner Schwestern gebracht, welche in der gesunden Gegend des Montagne Ste. Genovieve wohnte, und da könne er besser über ihn wachen, als in der Ferne. Dringend aber wiederholte er den Befehl der Erscheinung, daß kein Mitglied der Familie in's Vertrauen gezogen werden dürfe.

Johann, dem sein Herr es nicht zu entdecken wagte, daß Madame de Bartelle fast Alles wisse, trat seinen Dienst wieder an. So waren einige Wochen verflossen, als derselbe Morgens zum Parlamentsrath ins Zimmer trat, blaß, mit den Zuckungen der heftigsten Schmerzen im Gesicht.

„Um Gottes Willen,“ rief er aus, „lassen Sie unverweilt den Hrn. General-Procurer kommen, den Hrn. Civil-Lieutenant und den Hrn. General-Lieutenant der Polizei; ich habe ihnen eine höchstwichtige Entdeckung zu machen. Aber eilen Sie, denn der Tod ist mir nahe, ein Gegengift hat die Wirkung des Giftes gehemmt, das ich in meinen Eingeweiden trage, aber dasselbe ist zu stark, um ganz unwirksam gemacht werden zu können.“

Hr. v. M. geräth in Erstaunen aber auf seine wiederholte Bitte fährt er selbst aus, die Herren zu holen, sein Bruder bleibt bei Johann zurück, der dringend fleht, ihn ja nicht allein zu lassen. Johann fragt, wo Madame de Bartelle ist.

„In der Kirche,“ heißt es, „sie communicirt.“

Da bricht er in ein teuflisches Gelächter aus.

Der Parlamentsrath brachte nicht nur die gewünschten obrigkeitlichen Personen mit, sondern auch den ersten Präsidenten des Parlaments und zwei Mitglieder desselben, die er zufällig bei dem General-Procurer angetroffen hatte. Vor diesem erhabenen Gerichte sagte dann Johann Folgendes aus.

Madame de Bartelle hatte ihren Gemahl; sie wollte Wittwe werden und zwar eine reiche Wittwe, um einen Herzog heirathen zu können, mit dem sie ein geheimes Liebesverständnis hatte, auf dessen Hand sie aber sich nur Hoffnung machen konnte, wenn sie ganz außerordentlich reich war. Um das Alles zu erlangen, war es nicht genug, sich ihres Mannes zu entledigen, sondern sie mußte nach und nach das Vermögen der ganzen Familie auf ihren Sohn zu bringen suchen. Sie fing daher an, die Wirkungen des Giftes zu studiren, und um die ganze Folge der nothwendigen Todesfälle vorzubereiten, zugleich aber den Verdacht von der Hausgenossenschaft abzuleiten, ließ sie durch einen Winkelschreiber jenen Brief verfertigen, den Hr. v. M.



auf seinem Schreibtische fand, wohin sie ihn legte. Dieser Schreiber, welcher dafür fünf Louisd'or erhalten hatte, wurde später mit ihr confrontirt, nachdem Johann den Namen desselben dem Gerichte entdeckt hatte. Johann war durch große Versprechungen verleitet, ihr Mitschuldiger zu werden und durch ihn wurden die meisten Vergiftungen ausgeführt. Die Zeigen, woran ihr Mann starb, hatte sie jedoch selbst vergiftet, während er zu seinem Vater gegangen war. Sie hatte dann durch eine Hinterthür das Haus verlassen und sich in die Kirche begeben, wo sie den Erfolg ihrer That abwartete.

(Schluß folgt.)

Die Pressfreiheit.

Es ist eine seltsame, theilweise wildbewegte Zeit, in der wir leben. Kämpfe, Gährungen, Reibungen, ohne Zahl und Maas, ohne Ziel und Ende erheben sich, leuchtenden Meteoriten gleich, auf dem Staats- und Kirchengebiete; wirken ähnlich dem Alkohol, berauschend, stimulirend, aufregend, verschwinden dann scheinbar wieder, um baldigt in größerer Zahl wieder aufzutreten; und zwar ohne im Geringsten zu verständigen, zu beruhigen, zu beseindigen! Mit ihnen steigt die reizbare Stimmung in höchst bedenklicher Progression. — Das Schriftstellertum ist insbesondere zum Erschrecken entweicht, und was Fichte schon vor vierzig Jahren aussprach, findet sich jetzt besonders bewährt. Er sagt nämlich:

„Wenige Schriftsteller ausgenommen haben die übrigen durch ihre Schriftstellerei sich ein schlimmeres Zeugniß gegeben, als irgend ein anderer ihnen hätte geben können, und kein nur mittelmäßig Wohlbedenkender würde geneigt sein, studirte Männer sich so leicht, verkehrt und geistlos zu denken, als die Mehrzahl in ihren eigenen Schriften sich zeigt.“

Unsere Zeit aber und ihre Stimmführer geben sich so, als wenn sie das non plus ultra erreicht hätten. — Man spricht großentheils mit einer Selbstgenügsamkeit und Unfehlbarkeit, die nicht einmal den Gedanken aufkommen lassen, daß man sich vielleicht auch irren oder Unrecht haben könne. Man vergißt dabei sogar, daß wir Alle auf den Schultern der Heroen früherer Zeit stehen, deren Aera (die goldene) längst vorbei ist; man übersieht endlich, daß Wahrheit und Liebe von jeher die Elemente der ersten Classiker waren; die eine nicht ohne die andere, so wie man sich bei der Sonne das Licht ohne Wärme nicht denken kann. Man spricht freilich, Kampf und Reibung müssen sein, um das Wahre und Rechte zu eruiren, sonst giebt's Fäulniß, Stillstand, Kirchhofsruhe, und wem sollte es wohl einfallen, dies in Abrede zu stellen? — Aber warum denn so viele verwirrende Elemente oft muthwillig in die Wahrheit hineinbringen, und mit derselben so amalgamiren, daß man

statt des reinen, klaren Himmelsbildes, ein Ungethüm umarmt?! Wie unerfreulich stellen sich Streitlust und Streitsucht zur Schau, mit dem unverkennbaren Gelüste, den Gegner zu quälen und darnieder zu schmettern, ohne daß das geringste erquickliche Ergebnis daraus resultiren kann.

Diesem Gelüste nun ganz nach Belieben zu folgen, jeden unreifen und lieblosen Gedanken sofort unverdaut der Presse zu übergeben — Staat und Kirche und Gesellschaft nach einseitigem Maasstabe zu beslecken und herunterzureißen, und dabei sehr übel zu sehen, wenn die Obrigkeit dem wilden, unbändigen Pferde Zaum und Gebiß anlegt — das nennt man Pressfreiheit! Diese preist man unbedenklich als eine Macht, von der allein Heil, Rettung und Glück zu erwarten steht, und tausend und abertausend Zungen sprechen dies gläubig und gedankenlos nach. Den Enthusiasten für ungebundene Pressfreiheit würde es sehr schwer werden, aus der Geschichte und Erfahrung zu beweisen, daß aus der Pressfreiheit Glück und Zufriedenheit hervorgehe. Kein Volk ist glücklicher und zufriedener, als das östreichische, und kein Volk stand auf höherer Glanzstufe als das französische unter weiland Napoleon, und doch ist die Presse dort in sehr gebundenem Zustande, und lag unter Napoleon in den schmählichsten Fesseln. Man sehe einmal die Pressfreiheit, diesem vielköpfigen Monstrum, etwas näher ins Auge, so wird man schwerlich in Abrede stellen, daß sie häufig schon Despotismus ist, oder gerade's Wegs dahin führt. Die Pressfreiheits-Muser verlangen, daß Jeder sich in ihre Ideen, Maximen und Willensmeinungen füge, ohne es der Mühe werth zu halten, ruhig in die Gedankenreihe Anderer einzugehen; sie bedenken nicht, daß die meisten Menschen blinde oder partheiisüchtige Nachbeter sind, und daß die Zahl der Selbstdenker von jeher gering gewesen; sie bringen Unruhe und Unfrieden in sonst ruhige, zufriedene und harmlose Gemüther, ohne diesen doch im Geringsten Mittel und Wege angeben zu können, wie man im Conflict mit Staat, Kirche und Gesellschaft dahin gelange, die wechselnden Einfälle der Pressfreiheit zu realisiren. Wirklich ein bemerkenswerther Selbstbetrug! Im Tadeln und Absprechen ist man stark und unbeugsam; wenn man aber von den Enthusiasten verlangt, uns Belehrungen zu erteilen, wie man jenen drei Gewalten (Staat, Kirche und Gesellschaft) gegenüber, das Wort zur That reifen lassen möge: so zeigt man sich auf erstaunliche Weise unbeholfen, unberathen, schwach und unwissend. Was soll man zu solchen Herolden sagen, die es doch eingesehen müssen, daß sie gar keinen Zweck haben? Ferner verlangen die sogenannten Vertreter der Pressfreiheit, daß die weltlichen und geistlichen Behörden sich nach ihnen zu richten haben, ihre Willensmeinungen als Norm anerkennen, ohne bedenken zu wollen, daß trotz aller Theorien, die Regierungskunst doch die schwerste aller Künste in praxi bleibt! — Wie viel Studium, wie viel Erfahrung, wie viel Menschenkenntniß gehörte dazu! — Desgleichen findet sich die Pressfreiheit besonders berufen, die Würdenträger der Aristokratie und der

Kirche herunterzureißen, und sehen dann sehr übel, wenn diese ihre wohlverordneten und wohlbegründeten Rechte nicht so ohne Weiteres sich aus den Händen winden zu lassen gegonnen sind. — Wollen die Kirchenbeamten z. B. ihrem Berufe gemäß, nicht sofort das untrügliche Gotteswort, worauf sie oberlich vereidet und besetzt sind, gegen die Aussprüche der täuschbaren, stets wechselnden Menschenvernunft aufgeben: so erschallt unverzüglich — mit Hintenansehung der nothdürftigsten Decenz — das Geschrei über faule Pfaffen, Mucker, Hierarchen, Pietisten u. s. w. ohne den Begriff dieser Wörter näher zu beleuchten. Verlangt nun der Kirchenbeamte Gründe, will er sich ohne Weiteres, sein Palladium nicht nehmen lassen! so sucht man zu überschreien, sophistische Kunstgriffe anzuwenden, Wiße zu machen u. dgl. m. um wenigstens doch die Spötter und Lächer auf seiner Seite zu haben. — Ist dies Alles denn nun nicht Despotismus, der eben nur darum nicht mehr Unglück anrichtet, weil er nicht kann und an dem gesunden Sinn der besser Denkenden scheitert? — Ein Haupt-Kunstgriff der Pressefreiheit ist aber, daß sie sich immer auf die gesunde Vernunft beruft, und doch gar nicht nachweisen kann, bei wem sich denn eigentlich die ganz gesunde Vernunft befindet; doch wohl nicht bei den Vernunfttheologen, Juristen, Medicinern und Philosophen, die eben wegen der gesunden Vernunft in Zwiespalt gerathen?! Und endlich wie wird das Familienleben, dieses zarte Kleinod, durch die Anmaßungen der Pressefreiheit und ihren falschen Maximen gestört, gerührt und nicht selten vernichtet. Wie haben die Stimmführer derselben — wenn wir auch nur die letzten vierzehn Jahre anschauen wollen — büßen müssen in schweren Processen ohne Maß und Zahl, in Einkerkungen, in Elend und Dürftigkeit ohne doch gegen den Stachel lecken zu können! — Der Freiheit der Presse geht es wie der academischen. Jeder rühmt sie und stimmt in das Lob derselben unbedingt ein, und doch hat sich mancher wissenschaftlich gebildete Jüngling hart von derselben bedrückt gefühlt weil der Despotismus die Freiheit verdrängte. Einige wenige als Schläger oder anderer Brutalität wegen renommierte Studenten, warfen sich als Machthaber und Tonangeber auf, wollten ihre Einflüsse Alles unterwerfen, und wer nicht fügsam einstimmte, wurde nicht selten auf freiheitswidrige Weise turbirt. Das nannte man academische Freiheit, wenigstens in früherer Zeit. —

Aber, wird man mir entgegen, was willst du denn eigentlich, soll etwa die alte Barbarei des Presszwangs wiederkehren? Gewiß nicht; ich wünschte nur, daß man das berücksichtige, was schon in der Natur der Sache selbst liegt, daß man sich nämlich zuvörderst erst recht verstehe. Es ist freilich auffallend, daß man diesen Satz vor Literaten und studirten Männern aussprechen muß, indessen ist unser Gegenstand doch einmal von der Art, daß der Mangel präciser Begriffsbestimmung die ganze Angelegenheit von vorn herein verwirrt. Es gibt gewisse Schlag- und Stichwörter, die man oft im Munde führt, aber sel-

ten in ihrem Begriffe gehörig erklärt, z. B. Ehre, Freiheit, und Freisinnigkeit, Liebe, Mystiker, Pietisten u. s. w. Der Eine hält's für Ehre, Beleidigungen, wenn sie auch nur in unbewachten Worten bestehen, blutig zu rächen — des Andern Ehre ist vergeben; der Eine nennt thierische Lust Liebe — der Andere verbindet mit Liebe einen höhern Begriff; — und wie viel unerfreuliches Gerede müssen wir vernehmen über die Ausdrücke: Vernunft und Freiheit ohne den Begriff, der ihnen zu Grunde liegt, aufzuhellen, wobei man fast unwillkürlich an Mephistopheles in Goethe's Faust erinnert wird, als der Schüler meint, ein Begriff müsse doch bei dem Worte sein und jener darauf entgegnet:

Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten;
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

So mit der Pressefreiheit; der Begriff derselben bei den Machthabern auf der einen Seite, und bei dem freisinnlichen und schreibseligen Publicum auf der andern, steht sich contradictorisch entgegen. — Es ist freilich sehr schwierig, eine haltbare Theorie der Pressefreiheit aufzustellen, und geht dies weit über meinen Horizont; indessen läßt sich doch, hauptsächlich negativ Manches bestimmen und festsetzen, was bei der Pressefreiheit beachtet werden muß, wenn nicht intellectuell und moralisch großer Schaden entstehen soll. — Zunächst liegt es doch in der Natur der Sache, daß man von dem Staats- und Kirchenleben etwas Gründliches verstehen muß, wenn man darüber schreiben will. Man stellt aber häufig Alles im falschen Lichte dar, theils aus Unkunde, theils aus Eandalsucht, und verbreitet sich dabei weitläufig über Nebendinge, während man die Hauptsache unberührt läßt. Dergleichen zerstört die Pressefreiheit in ihrem Wesen. Dann ist die gewöhnlich mehr oder weniger vorwaltende reizbare und leidenschaftliche Stimmung bei den Schriftstellern ein wahrer Verderb aller Pressefreiheit. „Wer,“ — wie Wieland sagt — „bei Erörterung und Belehrung nicht so ruhig bleiben kann, als bei Lösung einer arithmetischen Aufgabe, der bleibe lieber davon.“ — Außerdem hat diese Reizbarkeit das große Uebel in ihrem Gefolge, daß die Machthaber dadurch herausgefordert werden, strenge Maßregeln zu ergreifen, gegen welche die Feder viel zu ohnmächtig ist. Alle Gründe, sowol gegen als für eine Sache müssen dem Publicum ruhig, aufrichtig und redlich vorgelegt werden; dadurch hat man von vorn herein schon viel gewonnen, und manche Streitreden im Voraus abgeschnitten. Namentlich streitet es in Kirchenangelegenheiten mit den ersten Grundfäsen der Gerechtigkeit, dem urtheillosen Publicum das Gift zu geben, und das Gegengift sorgfältig zu verbergen. Diese Procedur erscheint um so verwerflicher, je unverkennbarer die Freude darüber ist, dem Volke durch Trugschlüsse den Glauben an das Heilige zu nehmen, zumal



da man sich selbst zu arm bekennen muß, als daß man ihm irgend ein Aequivalent dafür würde geben können. — Den Kirchenbeamten darf man doch nicht zumuthen, daß sie vor dem Publikum öffentlich streitend auftreten, und sich so dem etwaigen Hohne frivoler Spötter bloßstellen, ohne doch Eingang für ihre vernünftigen Gründe zu finden. — Ein Jeder, dem wirklich an Belehrung gelegen, kann sich ja nur bei seinen Scrupeln an diejenigen wenden, die recht eigentlich dazu berufen sind, Jedem in dieser Angelegenheit Rede zu stehen. Wären solche wichtige Gegenstände so leicht mit einigen oberflächlichen Vernünfteleien abzufertigen und zum Schlusse zu bringen: so hätten sich die größten Gottesgelehrten und Weltweisen erstaunlich viel Mühe und Arbeit ersparen können! Was läßt sich aber von solchem tumultuarischen Verfahren, wo man bloß einreißen aber nicht bauen will, Gutes erwarten? Es ist damit ungefähr so wie mit den französischen Revolutionshelden, einreißen, stürzen, vernichten konnten sie meisterlich; da aber wieder gebaut werden sollte, war der Eine noch unwissender als der Andere. —

Endlich führt es zu mannichfadem Mißbrauch der Presse, wenn man nicht ruhig und unpartheiisch in die Gründe Anderer eingeht, sondern hartnäckig seine individuelle Meinung und Ansicht fest hält; so sind die schon seit vielen Jahren fortgesetzten Kämpfe der Protestanten gegen die Katholiken gänzlich nutzlos, indem diese auf ganz verschiedenen Standpunkte sich befinden, keine Empfänglichkeit für unsere Gründe haben, und ihre angefochtenen Kleinodien nur um so fester halten. Derselbe Fall findet in unserer Kirche statt; der Kampf zwischen Vernünftlern und Wibelgläubigen entzündet sich immer wiederum aufs Neue; aber nie hört man von Verständigung und Beilegung; jede Parthei hat nur Empfänglichkeit für ihre eigenen Gründe. — Es ergiebt sich aus diesem Allen, daß, so lange die gedachten Uebelstände fortbauern, an eine vernünftige gemäßigte Freiheit nicht zu denken sein dürfte. Doch bin ich gern bereit, in dieser wichtigen Angelegenheit Belehrungen und Zurechtweisungen, in decenter Form vorgetragen, anzunehmen.

B.

C.

Freilich etwas verspätete Nachricht von einer Landsmännin.

(Aus den „Signalen für die musikalische Welt.“)

Sonntag den 24. Sept. fand in Braunschweig zum diesjährigen großen Musikfeste die Aufführung des Oratoriums von Spohr: „der Fall Babilons“ Statt. Unter den Solo-Sängerinnen befand sich auch Fräulein Elise Heinzen aus Tevet.

Am Montage fand zu Ehren Spohr's ein großes Concert im medicinischen Saale Statt. Berlioz' Duvertüre zu „Lea“ wurde mit electricischer Wirkung aufgeführt. Nach der Duvertüre trat Fräulein Elise Heinzen, eine jugendliche Sängerin (Schülerin der Mad. Schmecker) auf; sie hatte schon im Oratorium ihre Soloparthei sehr brav gesungen und erweckte durch ihre ausgezeichnete große und volle Sopran-Stimme, wie durch gute Gesangsbildung die schönsten Hoffnungen. In der Arie: „Ocean du Ungeheuer“ aus „Oberon“, welche Fräulein Heinzen im Concert vortrug, zeigte sie unverkennbaren Beruf zur dramatischen Sängerin, welches schöne Ziel sie durch fleißiges Studium bald erreichen dürfte.

Hufeisen an der Kirchthür.

Eine der Flügelthüren in der Kirche St. Severin in Paris war in alten Zeiten fast ganz bedeckt mit Pferdehufeisen; denn es war Gebrauch, wenn Jemand eine ferne Reise unternahm, zuvor den Beistand des St. Martin, der Schutzpatron dieser Kirche war, zu ersehen und zum Beweise dieser frommen Anrufung, ein Hufeisen an der Thür dieser Capelle zu befestigen.

(Crabot's Memoiren.)

Kirchennachricht.

Vom 7. bis 14. Febr. sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine.

2. Getauft: 39) Franziska Lucia Johanne Brandorf, Oldenburg. 40) u. 41) Christiane Georgine Auguste und Johann Friedrich Gustav Büfing, Zwillinge, Oldenburg. 42) Elisabeth Adelphine Margarethe Stärkenbach, Oldenburg. 43) Hermann Gerhard Cornelius, Bloh. 44) Helene Logemann, Ohmstede. 45) Anna Friederike Altmuth Thalen, Eversen. 46) Ein unehelicher Knabe, Oldenburg. 47) Anton Gerhard Diedrich von Barel, Eversen. 48) Ein uneheliches Mädchen, Oldenburg. 49) Ein uneheliches Mädchen, Oldenburg.

3. Beerdigt: 22) Johann Bruns, 37 J. 2 M., Ohmstede. 23) Carl Friedrich Lichterfeld, 38 J. 2 M., Eversen. 24) Feltwebel Johannes Alexander Justinus Binge, 35 J., Oldenburg.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 16. Februar.

Vorm. (Anf. 8½ Uhr) Herr Hülfsprediger Varellmann.

Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Nachm. (Anf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Claussen.

Dritte Fastenpredigt, den 21. Februar.

Vorm. (Anf. 9½ Uhr) Herr Dr. Closter.

N^o 7 der Oldenburgischen Blätter wird enthalten: Der Hunte-Ems- und Jade-Ems-Canal. — Zuviel und zu wenig Wasser für Oldenburg. — An den Herrn Verf. des Aufsatzes in N^o 4 dieser Blätter: „Zur Webergigung.“ — Gemeines Recht in Deutschland. Eine Vorlesung vom Geheimenrath Kunde. (Anzeige.)

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.



Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

über

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Filfter Jahrgang.

N^o 8.

Sonnabend, den 22. Februar.

1845.

Die Familie des Parlamentsraths von M...

(Schluß.)

Jemehr jedoch die Verbrechen im Hause zunahmen, je übler wurde Johann dabei zu Muth, denn eine Anzeige mußte ihn in gleiches Verderben mit der Anstifterin derselben bringen. Daher suchte er sich einen Weg der Gnade zu eröffnen und erfand desfalls die Erscheinungen, die er dem Hrn. v. M. erzählte; ja sogar die Stockschläge, deren Spuren er vorzeigte, hatte er sich selbst gegeben. Er wußte nämlich, daß das abscheuliche Weib den Erben des ältesten Sohnes der Familie nur so lange verschonen würde, bis alles Vermögen derselben auf seinem Kopfe vereinigt wäre und dann mit seinem Tode ihrem Sohne zufallen mußte, der dann nicht weniger sterben sollte, damit sie selbst die alleinige Eigenthümerin würde. Konnte er nun den kleinen Crupère de Nioire in Sicherheit bringen, so konnte er den Tod des Hrn. v. M. und seiner Schwester dadurch unnöthig machen oder wenigstens einstweilen verschieben.

Damit der Verdacht wegen der Mine, welche ihren Schwiegervater und die Madame d'Orgerel auf einmal aus dem Wege räumen sollte, nicht auf sie fiel, hatte sie auch dazu alle Vorkehrungen mit großer Umsicht getroffen. Die unglückliche Kammerfrau der Madame d'Orgerel war mit Opium betäubt, dann von der Furie selbst aus dem Bette geschleppt und mit mehreren Dolchstichen durchbohrt in einen Brunnen gestürzt, der sich in einem Keller des Hauses befand, und wo ihr Leichnam nachher aufgefunden wurde. Das Packet in ihrem Dfen hatte sie dahin gelegt, um glauben zu machen, daß auch ihr ein gleiches Schicksal zugebacht gewesen. Dann hatte sie selbst den Zunder

an die Mine gelegt, die nur halb ihren Zweck erreichte. Alles dieß hatte sie während Johann's Abwesenheit ausgeführt und er also davon Nichts erfahren, indes hatte sie nach seiner Zurückkunft ihm Alles entdeckt, um sich seiner noch mehr zu vergewissern.

Da sie aber weder von ihm, noch von Hrn. v. M. erfahren konnte, wo das Kind verborgen sei, dessen Leben ihr die Frucht aller ihrer Verbrechen entzogen hätte, beschloß sie, den Vertrauten ihrer Geheimnisse aus dem Wege zu räumen, damit zugleich mit ihm auch der Beweis für das Dasein des Neffen vertilgt würde, der allein den Ansprüchen ihres Sohns im Wege stand. Johann traute ihr nicht, er genoß Nichts im Hause und begriff daher auch nicht, wie sie dazu gelangt sei, ihm Gift beizubringen.

Dennoch hatte er an demselben Morgen gespürt, daß er den Tod in seinem Innern trage. Er hatte sogleich ein Gegengift genommen, aber er fühlte, daß es zu spät geschehen, um ihn retten zu können, daher wollte er die Augenblicke, die ihm noch blieben, wenigstens anwenden, sich zu rächen. Er gab an, wo man das Gift finden würde, wovon Madame de Martelle gebraucht habe, so wie den Rest der Materialien, woraus sie die Mienen verfertigt; er nannte die Droguisten, Apotheker und Juden, bei denen sie ihre Gifte und anderen Gegenstände dazu gekauft, und zeigte endlich an, wo sie Papiere aufbewahre, die zum Beweise ihrer Verbrechen dienen könnten.

Er überlebte seine Bekenntnisse nur wenig Minuten und schon war er todt, als die Verbrecherin aus der Kirche der Minimien am Place royale zurückkam, wo sie communicirt hatte. Sie wurde sogleich verhaftet und in ein Gefängniß geführt, aber ihrer irdischen Strafe entging sie. Man fand sie an ihrem seidenen Halstuche erhenkt und ihr Tod mußte nicht leicht gewesen sein, denn häufige Contu-

